

# Das Glück bleibt nur kurz

Süchtig nach Arbeit, Anerkennung und Drogen: Hans Fallada wird gleich in zwei neuen Biografien gründlich ausgeforscht.

VON KARIN GROSSMANN

Diese Augenblicke gibt es auch. Die Welt scheint in Ordnung zu sein. Vater und Sohn kutschieren mit dem Pferd über Land. Gerade hat die Familie das Gut in Carwitz gekauft. Ein kleines Stück Paradies in Mecklenburg mit Apfelbäumen, Gemüsegarten und Zugang zum See. Die Stube gutbürgerlich möbliert. Hier erlebt Hans Fallada seine besten Jahre – bis auch das wieder kippt, wie es immer zu kippt. Es ist ein Leben zwischen Absturz und Euphorie.

Darin sind sich die beiden Biografen einig, die fast zeitgleich den Lebensweg des Schriftstellers schildern und dabei auch auf weniger bekannte Dokumente zurückgreifen. Peter Walther tut es fast romanhaft, temperamentvoll und kritisch, während André Uzulis noch die Nebenfigur der Nebenfigur akribisch mit Fußnoten bedenkt. Der unterschiedliche Zugriff zeigt sich bereits im Prolog. Nicht zufällig beginnen beide Bücher mit dem dramatischsten Ereignis in Falladas Leben.

Da steigen zwei bewaffnete junge Männer an einem Oktobermorgen 1911 auf den Uhufelsen bei Rudolstadt. Sie haben sich zu einem Doppelselbstmord verabredet. Es soll aussehen wie ein Duell. Jeder hat die eigene Herzstelle markiert. Der eine stirbt, der andere lebt weiter und müsste als Mörder verurteilt werden. Doch davor schützt ihn Paragraph 51 des Strafgesetzbuchs – der junge Mann wird für geistig unzurechnungsfähig erklärt. Dieses Urteil schwebt von nun an wie ein Damoklesschwert über Hans Fallada. Anderthalb Jahre verbringt er in der Psychiatrie Tannenfeld in Thüringen. Später liefert er sich selbst in solche Anstalten ein, um sich von Drogen zu kurieren und vielleicht auch, um in Ruhe schreiben zu können. Denn den Rausch des Schreibens braucht er genauso wie Zigaretten, Morphium und Alkohol. Eines bedingt das andere. In seiner Maßlosigkeit verletzt Fallada jede Grenze. Es bleibt eine fatale Vermutung, dass sein außerordentliches Werk nur mit Drogen entstehen kann.

Und es ist egal, wo der Schreibtisch steht, in der Nervenklinik, im Gefängnis oder zu Hause. Überall absolviert Fallada ein irrwitziges Pensum. Oft arbeitet er von fünf Uhr früh bis in die Nacht. Der Roman „Jeder stirbt für sich allein“, der vom Widerstand der kleinen Leute in der Nazizeit erzählt, von Machtlosigkeit und Mut des Einzelnen, dieser Roman von 600 Druckseiten wird in 24 Tagen verfasst. Es ist Falladas letztes Buch. Er stirbt am 5. Februar 1947 mit 53 Jahren. Die Ursache? Dazu stellte der Berliner Neurologe und Psychiater Klaus-Jürgen Neumärker im SZ-Gespräch über sein Fallada-Buch eine frappierende These auf: Ulla, die zweite Ehefrau, könnte ihrem Mann im Krankenhaus zu viel Schlafmittel verabreicht haben. Herzversagen heißt die offizielle Todesursache.

Biograf André Uzulis übernimmt diese These als Feststellung. Peter Walther schreibt, dass man wenig über die drei letzten Wochen weiß. Sonst aber sind die Stationen im Leben des Rudolf Ditzens, der sich 1919 für sein Romandebüt den Namen Hans Fallada gibt, gut beleuchtet. Aller-



Landwirt Hans Fallada mit dem älteren Sohn Uli 1934 in Carwitz. Der Autor hält die Zügel fest wie sonst auch. Er will selbst über sich bestimmen, liefert sich in Heilanstalten ein und entlässt sich wieder. In Lahmanns Sanatorium bleibt er im März 1941 kaum eine Woche. Er wäre zu therapieren gewesen, meinen Experten. Fallada 70. Todestag ist Anlass für zwei üppige Biografien.

Foto: Ullstein

dings macht er es seinen Biografen nicht leicht. Denn in den ersten Berufsjahren als Landwirt, Gutsinspektor und Kartoffelspezialist wechselt er ständig Wohnorte und Arbeitsstellen. Oft ist ihm die Polizei auf den Fersen. Dann hat er Geld unterschlagen. Nebenbei notiert er im Kopf, wie eine Kleineleutküche riecht, wie ein Beamter selbstvergessen im Ohr pult, wie zwei Reisende aneinander vorbeireden – die Kunst der Milieuschilderung beherrscht dieser Autor bewundernswert.

Er schreibt so dicht an der eigenen Erfahrung entlang wie wenige. Das beginnt mit dem Erstling „Der junge Goedeschal“, der die Nöte der Pubertät schildert, und zeigt sich am deutlichsten in „Der Trinker“. Dort wird nichts bemäntelt: Fallada durchschaut sich, seine Sucht und die Stimmungsschwankungen, die damit verbunden sind. In einem Tobsuchtsanfall jagt er seiner Frau Anna mit dem Gewehr hinterher. Die Kugel bleibt im Tischbein stecken.

Solche Szenen lässt sich kein Biograf entgehen. André Uzulis schreibt aus einem grundsätzlichen Wohlwollen und Einfühlen, während Peter Walther einen angenehm distanzierten Blick bevorzugt. Er sieht, wie sich Fallada autoritätsgläubig der jeweils herrschenden Macht anschmiegt. Und dass er nicht nur großartige Szenen schreibt, sondern auch zu Kitsch und Kolportage neigt. Höchst aufschlussreich wird der Einsatz als Berichterstatte und Truppenbetreuer beim Reichsarbeitsdienst 1943 geschildert. Das ist in diesem Ausmaß

**Vielleicht habe ich zu sehr nach Geld und Erfolg geschickt. Ich bin auch nur ein Bücherschreiber wie so viele.**

Hans Fallada, Schriftsteller

kaum bekannt. Fallada schwärmt in Briefen: Wie er im Casino in Paris von Generälen bei Bordeaux hofiert wird, wie er von seiner Ordonnanz bedient wird, wie er das Scharfschießen für den Ernstfall übt. „Wir müssen an den Sieg glauben“, beschwört er seine Leute zu Hause, „wir sind die Herren der Welt, bestimmt Europas.“

Biograf Uzulis vermutet hinter solchen Parolen ein Zugeständnis an die Zensur. Walther aber meint, dass Fallada nur das schreibt, was die meisten Deutschen in dieser Zeit denken. Er stellt das nebeneinander: Wie Major Fallada mit dem jungen Dresdner Heyne-Verlag über den Abdruck seiner Tagebücher verhandelt – und nach 1945 in einem Fragebogen angibt, er habe über den Reichsarbeitsdienst „nie auch nur eine Zeile veröffentlicht oder auch nur geschrieben“.

Erfolgosuchten die Biografen nach den Tagebüchern und nach Falladas antisemitischem Roman, den er mehrfach erwähnt. So bleiben die Kinderbücher und Klassiker wie „Kleiner Mann – was nun?“. Diese melancholische Liebesgeschichte macht einen Autor weltberühmt, der eben noch ein Niemand mit Knasterfahrung, Drogenkarriere und Schulden war. Der Bucherfolg ermöglicht auch das kurzzeitige Idyll in Carwitz am See.

- Peter Walther: Hans Fallada. Die Biografie. Aufbau-Verlag, 527 Seiten, 25 Euro
- André Uzulis: Hans Fallada. Biografie. Steffen Verlag, 440 Seiten, 26,95 Euro

Rausgelesen

## Pökelfleisch und Alpenhuhn

Nehmen Sie Pökelfleisch, Rote Bete, Salzgurken, Zwiebeln und Matjes. Füttern Sie alles in den Fleischwolf. Vermischen Sie den Pamp mit gestampften Kartoffeln. Das farblich zweifelhafte Resultat heißt Labskaus und war ursprünglich bei skorbutgeplagten Seefahrern beliebt – wer Zahnschmerzen hat, schätzt Brei. In norddeutschen Restaurants steht er auf der Speisekarte, unabhängig vom Zahnstand der Gäste. Auch in Bremen.

Neben Labskaus ist Bremen berühmt für Fußball, die Stadtmusikanten, das Grünkohlwettbewerb inklusive Kohlkönig und den Freimarkt: ein seit 1035 stattfindendes Volksfest (nicht ununterbrochen, sondern nur im Oktober).

Alles Wichtige hat der Holzbaum-Verlag vereint in „Unnützes Bremen-Wissen“, die 128 Seiten kosten 9,99 Euro. Wir erfahren zum Beispiel, dass Friedrich Ebert dort eine Kneipe besaß. Anno 1905 öffnete in Bremen das erste FKK-Bad auf deutschem Boden. Ob mit oder ohne Labskaus, ist unbekannt.

Vom selben Verlag gibt es Unnützes zu Hamburg und Wien, hofentlich mit örtlichen Breirezepten und Musikschaffenden wie den Wiener Stadtmusikanten, bestehend aus Gämse, Murmeltier, Alpenhuhn und singender Sachertorte. Ob Falco im Burgtheater jemals Wiener Schnitzel speiste, muss noch geklärt werden. (SZ/Jojo)

## Alles über Pittiplatsch

Den Anstoß gab Meister Nadelöhr. Das Kinderfernsehen war ihm zu brav. Er langweilte sich in der Schneiderstube mit Bummi und der wohlgezogenen Schnatterente. Deshalb suchte der Schauspieler Eckart Friedrichson den Kontakt zu Ingeborg und Günther Feustel. Beide Autoren hatten Erfahrung mit Texten für Kinder und erfanden den rundlichen Kobold, der sich selbstgefällig Pittiplatsch, der Liebe, nennt. Die Puppengestalterin gab ihm Lackschuhe, aber er mochte Filzlatschen mehr. Das erscheint bald altersgemäß, denn Pitti wird im Juni 55.

Das Geburtstagbuch versammelt Kindheits Erinnerungen von DDR-Prominenten und Porträts jener Künstler, die dem schokobraunen Kobold und anderen Fernsehfiguren zum Erfolg verhalfen. Das sah zunächst nicht danach aus. Weil der freche und vorlaute Pittiplatsch höchste pädagogische Ansprüche nicht erfüllte, verschwand er wieder vom Bildschirm. Das brachte dem Sender waschkorbeweise Protestpost ein – und Pitti einen Stammpflicht im „Abendgruß“. Die letzte Sandmännchen-Folge wurde 1991 produziert, das DDR-Fernsehen abgewickelt. Das schützt vor Wiederholungen nicht. (SZ/kg)

- Christin May: Das ultimative Pittiplatsch-Buch. Verlag Bild und Heimat, 240 Seiten, 9,99 Euro

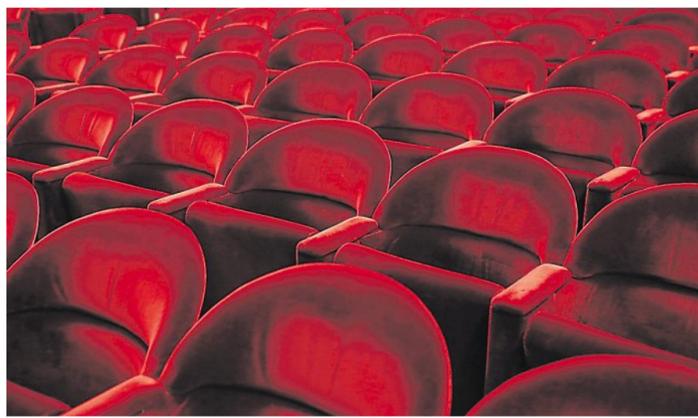
Wer kürzer schreibt, hat länger recht: Der Kritiker Gerhard Stadelmaier erinnert an gute und schlechte Zeiten der Zeitung und des Theaters.

VON RAINER KASSEL

Eine Premiere ohne Stadelmaier ist keine Premiere, sagte der große Regisseur Peter Zadek. Damit ist die Bedeutung des langjährigen FAZ-Theaterkritikers Gerhard Stadelmaier auf den Punkt gebracht. Keiner aus der Zunft wurde so geliebt und so gehasst. Legendär und oft kopiert sein Stilmittel der beleidigenden Kürze: höchstens dreißig Zeilen lange, komprimierte Kritiken. Mehr waren ihm langweilige Aufführungen nicht wert. Meist traf es Inszenierungen des Regietheaters, das Stadelmaier verächtlich Regisseurtheater nennt. Gemeint sind Stücke, in denen der Regisseur alles unterbringt, „was ihm durch die Röhre rauscht“.

Dabei liebt Stadelmaier das Theater. Der 66-Jährige feiert es hymnisch und verißt es kompromisslos. Er flicht den Mi-

## Parkett, Reihe 6, Mitte



Stammplatz im Parkett: Gerhard Stadelmaier holte das Theater in die Zeitung. Foto: Caro

men prächtige Kränze, dafür stehen seine Liebeserklärungen an große Schauspieler von Gustaf Gründgens bis Nina Hoss, von Johanna Wokalek bis Rolf Boysen, von Angela Winkler bis Gert Voss. Aber er zeigt wenig Verständnis für das verbreitete „Stückzerstörungstheater“, kann Körpersäfte, Blut und Sperma auf der Bühne nicht mehr ertragen. Er ist ein wertkonservativer Au-

tor und Katholik, dessen Urteile man nicht teilen muss. Aber seine spitze, vergnügliche Feder muss man lieben. Kein Kritiker schreibt so witzige Pointen, bringt so sprachschöne Wortschöpfungen hervor.

Davon lebt auch sein jüngstes Buch „Umbruch“, das den Umbruch der Zeiten und Zeilen meint. Der Verlag preist den Titel als ersten Roman Stadelmaiers, doch es

ist eher ein Essay mit stark autobiografischen Zügen. Der Erzähler, „junger Mann“ genannt, berichtet in hübschen Wortgirlanden, wie es ihn unaufhaltsam zur Zeitung zog. Obwohl ihn die Stuttgarter Großmutter beschworen hatte: „Bub, geh bloß nie zur Zeitung!“ und sich dreimal bekreuzigte. Vom Lokalblatt kam er zur Landeszeitung und schließlich zur „Staatszeit-

ung“, unschwer als Frankfurter Allgemeine Zeitung zu erkennen. Stadelmaiers Innensicht ist anspielerreich, bissig, nicht selten boshaft, aber immer deutlich und verständlich formuliert. Er schwärmt von alten Zeiten, da Rezensionen als Hochamt des Blattes galten, als „geheiliger Wortergottesdienst“. Nicht erst heute werden sie von den Chefredakteuren nur widerwillig geduldet: „Das will sowieso keiner lesen!“

In Redaktionskonferenzen lernt der junge Mann rasch das „Gesetz der Krähen“ kennen, von denen bekanntlich eine der anderen kein Auge aushackt. Nur das Feuiletonressort wird gern zum Abschluss freigegeben. Beliebtester Vorwurf: „Das ist elitärer Quatsch. Also, ich verstehe hier nur Bahnhof.“ Der aufstrebende Kulturredakteur lernt, was es heißt, wenn Geschäftsführer von Synergien sprechen: Sie meinen damit, dass „immer weniger Leuten immer mehr Arbeit“ aufgehalst wird.

Stadelmaiers amüsant-streitbares Buch ist kein Blick zurück im Zorn. Gelassen erinnert er sich an seine Lehr- und Wanderjahre, an gute wie schlechte Zeiten. Er ging in seinen Rezensionen, im Jubel wie im Ärger, stets aufs Ganze. Und er ist nach wie vor gern dort, „wo ein Zeitungsmann immer sein sollte: in Gedanken“.

- Gerhard Stadelmaier: Umbruch. Zsolnay, 220 S., 22 €